Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 25 (1921)

Artikel: Zeit und Geist

Autor: Lang, Siegfried

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574157

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gründe schien mit sich selber Zwiesprache zu halten.

Die Pferde schritten immer langsamer dahin. Hilbegard spürte nicht nur von dem keden Wettrennen her eine reißende Müdigkeit in allen Gliedern, sondern gleichzeitig auf ihrer Seele die schwer lastende Gewißheit eines ihr noch nicht näher bekannten, aber sicher herein= brechenden Unglücks: es war ihr kaum mehr möglich, gegenüber dem in ihrem Innern mit jeder Viertelstunde anwach= senden Elend jene äußere Beherrschung aufzubringen, die nicht einmal den Verrat einer heimlichen Träne gestattet. Jörg aber, der wohl bemerkte, wie es in ihr fämpfte, dachte in dumpfem Staunen darüber nach, wie verschieden doch Eltern und Kinder sein können; und er fraß immer wieder die grimmige Frage in sich hinein, warum denn für die Schulden des Vaters die Unschuld der Tochter büßen solle.

Sie ritten seit einiger Zeit einem Wässerlein entlang, das bald silberblinkend über grün bemooste Steine hinwegglitt, bald in kleinen, dunkeln Tümpeln versplätscherte, als Sildegards Zelter plöglich von selber stillestand. Sildegard ließ die Zügel fallen, schlug die Sände vor ihr Antlit und begann so laut zu schluchzen, daß das jetzt, wo keine Susschläge mehr halten, in dem weiten Wald der einzige Laut war neben dem seelenlosen Gesplauder des Baches. Jörgs Serz krampste

sich zusammen; er sah die einstige Jugend= gespielin vom Vorgefühl ihres Lebens= schicksals überwältigt, bevor sie es nur kannte.

"Ihr seid überanstrengt, Herrin!" sagte er, indem er die Zügel ihres Pferdes ergriff; "es ist Zeit, daß wir Mittagsrast halten!" Hildegard nickte stumm; und er lenkte die beiden sanften Tiere, dem Laufe des Wassers folgend, auf eine nahe Waldwiese hinaus, auf die aus einem blauen, still darüber gespannten Himmel weiße Wolkenschiffe von schon fast som= merlich prallen Rundungen herabgrüßten. Bei den letten Stämmen sprang er aus dem Sattel und trat an Hildegards Zelter heran, um sie ebenfalls auf die Erde herunterzuheben. Sie legte zitternd ihren Arm um seinen Sals und faßte seine dar= gebotene Hand; und während sie die ver= zweifelte Frage, die sich immer noch nicht über ihre Lippen wagte, in den Blick ihrer weitgeöffneten braunen Augen hin= einlegte, der in seinen stahlgrauen bang nach der Antwort forschte, glitt sie vom Pferd. Jörg führte sie in die Nähe eines blühenden Rosenbusches und suchte ihr im weichen Moos ein Platchen zum Sigen aus, während die beiden licht= weißen Tiere frei weidend in die grune Matte hineinschritten und alsbald am Ufer des Bächleins, das unter Blumen verborgen lautlos dahinglitt, mit tief ge= senkten Röpfen ihren Durst löschten.

(Schluß folgt).

Zeit und Beist.

Bon Siegfried Lang, Burich.

Auf einer Versammlung schweizerischer Schriftsteller wurde vor einiger Zeit die durch die Zeitumstände offenbar gewordene Entwertung der geistigen Arbeit besprochen und nach eindringender Ersörterung der Sachlage einiges Versdankenswerte zum Schuhe des gefährsdeten Schriftstellerstandes in Erwägung genommen*). Die Frage: "Gibt es einen Schriftstellersveruf?" erhob sich im Verslauf der Diskussion ganz von selber. Sie mußte verneint werden in dem Sinn: daß es frei schaffende Autoren, die aus ihren Servorbringungen einen finanziellen Ers

*) Befchrieben 1919.

trag zögen, ausreichend, um davon zu leben, bei uns nicht gebe.

Erlaube man hier zu Beginn dieselbe Frage, und nicht allein in Berücksichtigung schweizerischer Berhältnisse, noch in einem andern Sinn zu stellen.

Nehmen wir das Wort "Beruf" in seiner flachen und äußerlichen, also zeitzemäßen Bedeutung, dann ist sie unzbedingt zu bejahen; denn mehr und mehr ist der Schriftsteller im zerwirtschafteten Europa zum Industriellen geworden, zum "time-is-money-man", der seine Bekenntznisse, Erschütterungen, Eindrücke, Scherze und Gedichte in den type-writer klappert

oder diktiert, der sich besinnen muß, ob eine Wendung, die er heute mit Gewiß= heit auf Erfolg niederschreiben könnte, morgen noch opportun sei: zum Akrobaten im Spiel der ihn umschwirrenden — man kann nicht mehr sagen "Gesinnungen", sondern Meinungen — kurz, zum Journa= listen. Das gilt nun freilich auch von uns, von unsern Publizisten und Novellisten. Zwei Drittel unserer "bodenständigen" Romane sind ausgesponnenes Feuilleton – eine dünne Schicht von heimatlichem Humus täuscht uns nicht —, das andern als geistigen (fünstlerischen) Absichten dient; und könnte man im Land, das noch nie eine rein geistige Zeitschrift, noch nie= mals ein Organ für fünstlerische und dich= terische Angelegenheiten, und nur für solche, besessen*), kann man heute eine schweizerische Zeitschrift in die Sand nehmen, der, wo nicht auf sämtlichen, so doch auf mehreren Seiten der Geruch der Hotelküche entströmte?**) (Damit bekun= den wir unsere Internationalität!)

Ja, auch bei uns gibt es eine voll= ständig an Zwecklichkeiten verfronte Be= rufs=Schriftstellerei, einen Schreibe=Be= trieb, den wir praktisch nicht entbehren können und doch gerne entbehrten, um so mehr als er gute Stilformen, wertvolle Einsichten, wirklich geistige Leistungen ba= nalisiert und zerkrümelt und alle übeln Eigenschaften glänzend aufgemachter Industrieware an sich zeigt. Auch bei uns ist diese Schriftstellerei die einzige, welche ihren Mann nährt. "Berufene" in einem tiefern Sinn sind es gewöhnlich nicht, die sie betreiben; es sind die Brauchbaren, die Schmiegsamen und Routinierten. paar Berufenen, die jeder Sprachfreis in jeder Generation aufzuweisen hat, werden wir gerade unter ihnen nicht suchen. Diese werden es vorziehen, dem Ansinnen des Zeitgeistes gegenüber zu verstummen und lieber eine von jedem Literatentum ab= liegende Tätigkeit ergreifen, als daß sie ihre Unbescholtenheit vor sich und ihres= gleichen preisgeben.

Wohl wird ein Berufener, wenn ihm eine Erscheinung ans Menschliche greift,

auch einmal zu öffentlichen Fragen Stellung nehmen oder sein Talent für eine soziale Angelegenheit verwenden; aber solches pflegt dann spontan und unbezahlt zu geschehen. So hat Carl Spitteler in der ersten Kriegszeit vor einer großen Zushörerschaft seiner Meinung Wort gegeben, so konnte Mörike gelegentlich ein Märchen mit tierschützerischer Tendenz schreiben, das dieser ungeachtet ein Kunstwerk geworden ist. Doch wir sind glücklich und dankbar, daß den einen nicht schließlich ein Regierungsratsessel, den andern nicht der Redaktionsstuhl eines schwäbischen Bezirksblattes erreichte.

Und wenn nun im Bannkreis des "schweizerischen Geisteslebens" einige Stimmen verlangen: um sich zu erweitern und zu bereichern, sollten die "Intellektuellen" sich zum Zeitsprechertum bekeh= ren, anders sie der Beachtung durch die Mitbürtigen verlustig gehen müßten, so besagt das nur, daß jene Rufer über all= fällige eigene Berufung so wenig wie über das Wesen der Berufung überhaupt im klaren sind, daß sie jedenfalls für den Augenblick, da sie diese Forderung stellen, aufgehört haben, Berufene zu sein. — Wenn gar nichts, so lehrt die Geschichte, zumal in Epochen des ausgewachsenen Mammonismus, doch dieses: daß ökono= mische Mächte stärker sind als Ideen; der freie Geist jedoch wirkt nur auf den wiederum vorurteilslosen und ungebun= denen Geist.

Eine Runst ohne Nebenabsichten, die Schöpfungen hinstellte, nur ihrer Volltommenheit wegen, hatte ja überhaupt bei uns immer schweren Stand. Kamen, C. K. Mener als rühmliche Ausnahme, schon unsere Größten nicht um die bewußt vorgetragene, pädagogische und eng= völkische Tendenz herum, so ist es heute das Psnchologisieren, Theosophieren, So= zialisieren, mit dem unsere Jüngsten, die über Seldwyla hinausgelangt sind, uns überwältigen wollen. Nun ist gegen alle diese Tendenzen an sich nichts ein= zuwenden, noch dagegen, daß sie in den Roman, diese dehnbarste Prosaform, Gin= laß finden, noch gegen den Schriftsteller, wenn er glaubt, an der Besserung der Rasse und der Verhältnisse mitwirken zu können; aber die Wirkung oder den Groß=

^{*)} Einzige Ausnahme: bie "Pages d'Art", auf romanischem Sprachboben!

^{**)} Na, na! Wir haben uns in ber "Schweis" immers hin ftets redlich bemüht, dieses Rüchlein nicht zu psiegen! Die Reb.

teil der Wirkung eines Werkes bestreiten dürfen sie nicht. Das geistige Gewissen fordert: daß, was als Runstwerk aufstritt, vor allem als Runstwerk oder Gestaltung ergreise, die Philosophie als Gedankenentwickung einleuchte, das volkswirtschaftliche System als Tatsachensfolgerung überzeuge. Aber man kann nicht wohl auf dem ersten Plan als Missionar der Seelenkunde moralisieren und der Runst die Nebenrolle anweisen— und gleichwohl den Preis des Künstlers besanspruchen wollen.

Berweist man uns auf die Russen, vor= ab auf den Tiefen=Aufwühler und =Aus= schöpfer Dostojewsky, so muß wiederholen: er mag die größere Na= tur sein und russischem Wesen der Ge= mäße; im fünstlerischen Ausdruck sind ihm andere, oft sogar Turgenjew, überlegen. Verweist man auf den russischen, vorab auf Dostojewskys Roman, so ist zu sagen: die Methode des analytischen Romans ist gar nicht russischer. sondern westeuropä= ischer Herkunft; Dostojewsky gab — oder nahm dazu — vom russischen Lebens= inhalt den Krampf, das Glühende, Irr= lichternde und Gespenstische, sein fluktuierendes, dann wieder im Dogma sich versackendes Ethos.

Nicht Hysterien und neues Chaos tun aber jest den Westländern not. Ueber beides, der Krieg hat's gezeigt, verfügen sie noch reichlich. Not täte den Heutigen eine neue gehaltene Schönheit, eine Wiedergeburt Mozarts, Waße, die letzte Empfindlichkeit für Maße, und daß sie innerhalb dieser Maße ihren Ueberschwang fänden.

Nicht die Bürger allein, auch viele Rünstler befreuzen sich auf dem Gebiet des Schrifttums vor einer "Kunst für die Runst", und doch würde jeder echte Maler oder Musiker sich bedanken, wenn man ihn nach dem Zweck seiner Hervorsbringungen fragte.

Die viel mißbrauchte Formel "L'art pour l'art", nach welcher der sich selbst überlassene künstlerische Instinkt von jeher verfahren, bedeutet für den Schaffenden doch nur, daß er leidenschaftlich bestrebt sei, einem unvollkommenen Mittel die Bollkommenheit der Wirkung abzurins gen. Dieses ist überhaupt recht eigentlich die Leidenschaft des Künstlers. Leidenschaften, wie sie der Bürger im Kunstwerk sucht, können für den Gestaltenden beiläusig einmal Teilobjekt sein — den innersten Puls des Werkes machen sie nicht aus. ("Wir, die wir ... keine andere Kunst duldeten als die, die ein Dienst der Gottheit ist und nicht eine Entladung der Menschen, wir begrüßten jubelnd in Spittelers Werken dieselbe Gesinnung..." Wyneken.)

Im übrigen kommt Runst von Kön= und bedeutet zielsicheres Tun. Explosiv oder im Traum entsteht viel= leicht einmal ein Runstwerk geringen Um= fangs. Der Herr, der's ihnen im Schlaf gibt, verleiht aber diese Gunst den Seinen erst, nachdem sie jahrelang in nüchterner Zucht und Pflege ihrer Ausdrucksträfte zugebracht hatten (Petrarca, Goethe, Niehsche). Allerdings geht der schaffenden fünstlerischen Bewußtheit ein Außer-sich= Sein, d. h. außer dem Gewöhnlichen= Sein, nebenher. Die "Inspiration" aber ist kein Dämmerzustand, sondern wieder= um der Zustand eines — erhöhten — Bewußtseins.

Den Berufenen steht vor Augen: die Bersichtbarung oder Berlautbarung, die wir einer aus dem Unterbewußten in Schwung gehaltenen, aber bewußt or= ganisierenden Tätigkeit der den Menschen durchwohnenden schöpferischen Natur verdanken und Runstwerk nennen, sei eine höchste Angelegenheit der Rultur. eine Gipfelerscheinung, die keine Pflicht mehr kenne als die gegen sich selbst, und kein Gebot als das des dreieinigen Geistes — der freilich alles Menschliche, als Ob= iekt, in sich begreift. Nach diesem Gebot habe sie noch im Niederbruch der Rultur= pyramide rein zu leuchten.

Bedenken wir aber gleich, wie sehr freigebig wir unter den Sternen des Fortschritts mit der Bezeichnung "Kultur" geworden sind. Jede Verbesserung des Spektroskops, des Kabels oder des Flugzeugs, selbst offensichtlichen Unfug, wie die Ersatzund Massenproduktion auf unzähligen Gebieten, pflegen wir nachzerade als Kulturerrungenschaften zu bezuüßen. Auch in der Wissenschaft begegnen wir sortwährend einer Verwechslung von Kultur und Zivilisation. Nun hat der

Fortschritt, welchen, vergleichsweise, die elektrische Glühbirne im Sinblick auf den Gasbrenner bedeutet, mit Rultur nicht das mindeste zu tun, und man darf wohl sagen, daß der Laie oder der Klosterarbeiter, der in der frühgewerblichen Spoche aus dem duftenden Bienenwachs die Altarkerzen zog, durch einen, wenn auch leisen Rapport zu der schenkenden Natur und einen ebensolchen zu der Kultshandlung, für die sein Erzeugnis bestimmt war, der Kultur wesentlich näher stand als unser Industriearbeiter, der darum kämpst, von den Segnungen der Zivilissation immer mehr für sich abzubekommen.

Daß die Industrie sich jeden Zusam= menhangs mit kultischen Dingen begab, daß wir mit diesem Zusammenhang selbst die Empfindlichkeit für die Echtheit des Materials verloren, daß zum Beispiel auch das Theater, nicht einmal im Sinn des Heroen=, Herzens= und Freiheitskults des achtzehnten Jahrhunderts mehr, eine Rult= und somit Rulturstätte sein kann, weil keinerlei kultisches Erlebnis noch gemeinsame ethische und soziale Ueber= zeugung uns dort vereinigen, brau= den wir nicht erft zu versichern. Mit nationalen Theatern, das heißt bei uns mit dem Vorführen von Aelplerfesten und dem Vorbeirasselnlassen haudegenhafter Mhnen, wird diesem Zerfall der dramatischen Kunst kaum zu begegnen sein.

Alle neuern Versuche einer Wieder= belebung des Theaters als kultischer Un= stalt haben bisher fehlgeschlagen. Das Theater Paul Claudels, das praktisch die von George theoretisch schon vor Jahr= zehnten gestellte Forderung eines ganz= lichen In-Hintergrund-Tretens des Schauspielers bedingt, steht doch hauptsächlich erst auf dem Papier. Der Versuch Richard Wagners erscheint uns Heutigen, mit un= sern für die Symbolik der Dinge geschärf= ten Augen beinahe grotesk. Man kann sich in der Tat kaum eine entsprechendere Berherrlichung jener "Jdeale" und "Ge= fühle" der Gründerzeit denken — welche sich übrigens von denen der amerika= freundlichen jüngsten Dezennien nicht sehr unterscheiden — als den von Wagner, unter Beihilfe eines von ihm inaugu= rierten ungeheuerlichen Bühnenillusionis= mus hervorgezauberten Wunschtraum, aus dem allerdings heute das Erwachen nicht nur Einzelner festzustellen ist.

Der ganz anders als Wagner bühnenmäßig gewißigte Max Reinhart, unterstütt von einigen ersten Kräften unter den Mimen, verstand es, durch weisere Abstufung die Dekoration immer "künstlerischer" — oder doch erträglicher auszuwirken, und unvermerkt gelangten wir mit dieser ganzen, technisch hochentwickelten, innerlich aber nur den Erfolg der Stimmung und des psychologischen Experiments anstrebenden Theaterkunst aus dem Tempel der Musen in den modernen Zirkus.

Daß frühere Epochen die Aufgabe des Theaters in der Pflege des Gottwesentlichen in uns erkannten, vermögen wir uns kaum mehr ohne Staunen zu vergegenwärtigen.

Der Kapitalismus hat zur Förde= rung der Künste nicht Unerhebliches beigetragen; mag man auch, wie im Fall von Theatersubventionen usw., die Geistigkeit in Frage kommenden Mäze= natentums bezweifeln. Er konnte aus dem Ueberfluß heraus etwas leisten. Der Sozialismus, der aus dem Mangel heraus tämpft und an den wirtschaftlichen Grund= lagen rüttelt, hat bisher so gut wie nichts zur Befräftigung des Runstgeistes getan, und es ist die Frage, ob er, wenn er ein= mal fünstlerisches Schaffen in den Umkreis seiner Organisationen zieht, nicht durch den beschränkenden Anspruch der Parteinüglichkeit das Niveau für nur höchst mittelmäßige Manifestationen un= verrückbar festlegen wird.

Die Kompromisse zwischen Künstler und bürgerlichem Emporkömmling aber haben sich auf die Dauer doch meist als unshaltbar erwiesen; für den ersten mehr als für den zweiten bedeuteten sie eine Korzruption. Zudem ist der Kapitalist, früher bloß Nutnießer, heute selbst zum Sklaven des Systems geworden; von außen besorängt durch die keine Mittel mehr scheusende Konkurrenz, von innen durch die überall widerwilligen "Ausgebeuteten", ist er zu beschäftigt, zu mistrauisch, vielsleicht bereits auch zu müde, als daß er noch sernerhin Dinge, die zwar auch früher nicht in jedem Falle seine Interessen, aber

doch vielleicht seine Eitelkeit angingen, sich näherkommen ließe.

Aehnliches gilt vom Sozialismus: dieser hat mit der Behauptung seiner Errungenschaften und dem Festhalten an seiner Forderungen vollauf zu tun; ihm ergeht es wie den Eroberern, die sich die Stiftung eines Friedensreiches vornahmen, welches aber nie möglich wurde, weil sie nachmals ihre ganze Kraft in Abwehrkämpfen gegen Mißgünstige veräußern mußten.

Weder aus dem einen noch aus dem andern Lager, von keiner Partei, er= warten die Berufenen mehr Hilfe oder Gefolgschaft. Sie werden dagegen Ausschau halten nach Bereinzelten, die gewillt sind, sich mit ihnen in den obern Bezirken zur Loge oder unsichtbaren Kirche zu= sammenzuschließen, seien jene fünstlerisch Hervorbringende oder geistig Empfangs= bereite, Denkende oder Pädagogen um= schaffender Absicht. Sie erwarten etwas von der Pflege jener Künste, die ohne Publikums und Gönners Gnaden, in der Stille gedeihen können, durch welche das Göttliche sich noch ungekränkt mitteilen läßt. Und bei aller vorurteilslos sozialen Gesinnung in wirtschaftlichen Fragen tun sie sich auf demokratische Neigungen durch= aus nichts zugut. Demokratie wie So= zialismus und Individual=Sozialismus sind ihnen Stufen auf dem Wege zur Verwirklichung eines Zustandes — der Civitas Dei — in welchem sie, ihn antizipierend, bereits existieren. Sie wissen aber, daß man im Geistigen kaum Aristofrat genug sein kann. Aristofra= tisches Menschentum heißt ihnen das der Idee der Vollendung Nächste.

Wissenschaft und Philosophie unserer Tage sagen uns einmütig: des Lebens höchster Sinn sei das Leben, die höchste Blüte des Lebens sei der Geist. Als des Geistes höchste Form gilt uns die Kunst.

Dieser Geist, der die Werte schafft einer Ordnung, die ihm gleich sei, ist begehrens der und wirkender Geist. Er ist kein Abstraktum, nicht naturlos, sondern, wiewohl bewußter Ordner, dem Eros aufs innigste verbunden, und nur durch diesen vermag er sich der Erscheinung aufzuprägen. Er ist durchaus Gestalter und UmsGestalter. Runst ist freie Gestaltung dieses "Geists für den Geist". Dessen nächstes Wirkungsgebiet ist die Seele; von ihr aus gewinnt er Einfluß auch auf den Leib. (Bleiben wir hier bei der ehrwürdigen Dreiteilung der platonischen Psychologie, statt gut Machisch etwa von den "Romponenten unseres Ich" zu reden, da bei ästhetischer Betrachtung das Zerblasen von Entitäten am allerwenigsten abträgt, und auch die genauesten Bestimmungen des WirkendsLebendigen immer nur ein Gleichnis bleiben.)

Der Geist erscheint hienieden nur im Leib; das Kunstwerk ist ein Vollkom= menes, das zu den drei Prinzipien Hyle=Eros=Logos im Verhältnis des Drei= klangs steht. Ein Vorherrschen des ersten oder des dritten würde der diese beiden in der Mitte begleitende Eros nicht billigen. Eine wahre Geistgeburt ist immer auch eine gesunde Leibgeburt, weshalb man auch sagen tann, daß die geistigsten Menschen zugleich die sinnlichsten sind; nur ist ihre Sinnlichkeit bis auf einen allen gemeinsamen Erdenrest geistgetragen. Der "Intellektuelle" (Hirnling) verfügt oft von Sinnlichkeit gerade nur noch über jenen Erdenrest.

Des freien Geistes oberstes Amt bessteht in der Objektivierung von Erlebnissinhalten.

Für diesen, wie ihm scheint, zweck= entratenen, über den biologischen Not= wendiakeiten wirkenden freien Geist hat der Bürger der spätkapitalistischen Epoche nicht selten eine unbändige Verachtung. Ihm selber wird das Dasein erschwert, und wie die wirtschaftlichen Probleme sich komplizieren, sieht er, wie der Arbeiter im Besikenden nur den Schmaroker sieht. im Geistigen nur den, der nicht mittun will an der Lösung von Fragen, auf die doch, wie er glaubt, immer mehr alles an= konnnt. Daneben kann er sich der Ah= nung nicht erwehren, daß diefer Schäd= ling in mehr als einem Betracht über ihn triumphiere; gleichwohl, dessen Leistun= gen muffen ihm als Energieverschwen= dung erscheinen, als spielerische Beraus= gabung, so unheimlich sinnlos wie ein im hellen Sonnenlicht entzündeter Leucht= turm.

Wo er dagegen "Intellektuelle" durch Not oder unklares Urteil bewogen, ins Lager der "Realitäten" (Zweckverbände) einbiegen sieht, da redet der Bürger von ihrer "Gesundung". Am liebsten sähe er alle Talente dem Zeitgeist, in dessen Rhythmus er sich immer noch am sichersten glaubt, unterworfen; am liebsten erlaubte er ihnen samt und sonders nur zu seinen Unternehmungen die Begleitmusik zu spielen.

Die Besten von ihnen, die Berufenen suchen einem solchen Musikantentum zu entgehen, horden aber auf jeden Ton, der ihnen Runde gibt vom Dasein und der Fortdauer jener "Kammermusik des euro= päischen Geistes", die Niehsche in den sieb= ziger Jahren bei einigen Franzosen zuerst vernommen, die seither aber auch in deut= schen Gauen erwacht ist und dort weiter= flinat.

Wir verstehen darunter, neben einer Malerei, wie sie eben jest, im Anschluß an die koloristische Offenbarung der großen Blämen, Spanier und Franzosen, unter Verzicht auf übermäßige Raumansprüche. einige junge Maler, namentlich Süd= deutsche, sichtbar werden lassen: die vom äußern Apparat möglichst unabhängige Musik, besonders aber den ihr nächstver= wandten, den reinen dichterischen Ausdruck.

Es hat sich nämlich im Rahmen der "Rammermusik", das heißt innerhalb der Wirkung des gedruckten Buches, die ehdem Lnrik genannte reine Dichtung zum Ge= samtkunstwerk erweitert, indem sie dra= matische und epische, klangliche und far= bige Elemente aus sich entwickelte und, dank einer reich orchestrierten Musikalität, sich fast unabsehbare Möglichkeiten auf= schloß (Hölderlin, Shellen, Reats, Swin= burne, Verwen, George). Wohl wird man aus dem Blichpunkt des gegenwärtigen Theaters die dramatischen, d. h. als Handlung gedachten Produktionen jener Dichter (Hölderlin: "Enpedokles", Shel-Ien: "Entfesselter Prometheus", Swinburne: "Atalanta" und "Erechtheus") als Lyrik ansprechen können, so wie man als reine Innerlichkeit genommen, schließlich auch die ganze vielschichtige, durch Dogma und Symbol gelenkte Dramatik Claudels so nennen mag, nur ist alle diese Lyrik eben — Gesamtkunstwerk. Das war frei= lich schon die (ganz anders geartete) Ram= mermusik Shakespeares: die Sonette. und nicht weniger Dantes strenggefügter Traum.

Die neuzeitlichen Meister erlangten solchen Umfang ihrer Kunst nach einem Niedertauchen zu den Müttern, nach tiefem und anhaltendem Lauschen in die Abgründe des Klangs und der Seele.

(Schluß folgt.)

Wir wandern . . .

Wir wandern, wandern, wandern Mít víelen tausend andern. Tagaus, tagein, jahraus, jahrein — Wir sagen zusammen sa und nein; Wir reden über Sonne und Sterne And über das Nahe und über das Ferne — Wir reden über himmel und Erde Und über das Sein und über das Werde. Wir tragen zusammen Freude und Dein . . .

Wir wandern, wandern, wandern Mit vielen tausend andern —

Und ift doch jeder so allein.